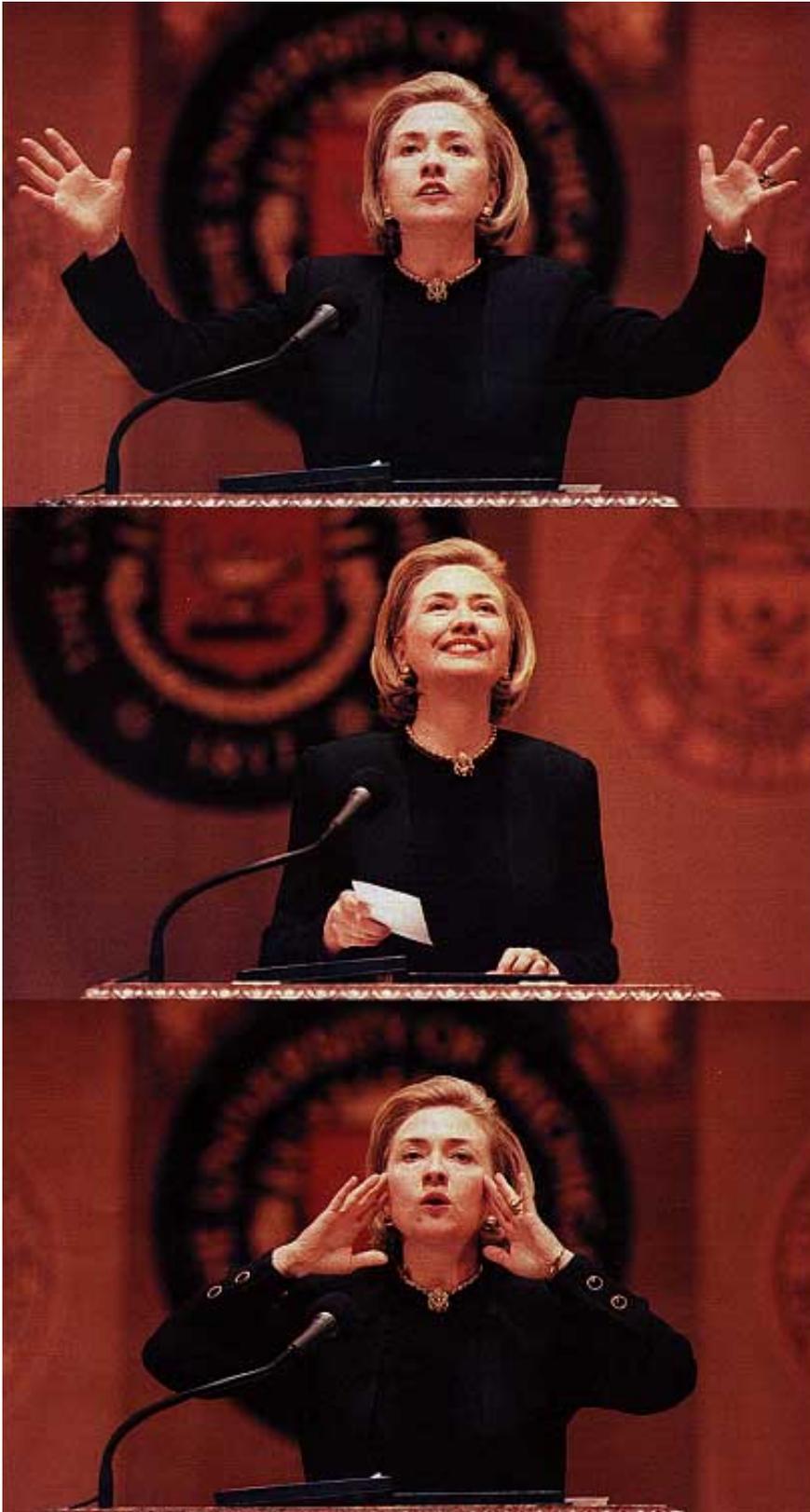


USA

# Lächelnde, winkende Diva



Der Balkan brennt, die Weltwirtschaft trudelt, doch in Washington versinkt der US-Präsident immer tiefer im Strudel der Sex-Affäre um seine Ex-Praktikantin Monica Lewinsky. Am Donnerstag vergangener Woche entschied das Abgeordnetenhaus mit der Mehrheit der Republikaner und auch einem Teil der Demokraten, das Impeachment-Verfahren zu eröffnen, mit dem Bill Clinton aus dem Amt entfernt werden könnte. Damit ist er nach Andrew Johnson vor 130 Jahren und Richard Nixon 1974 der dritte Regierungschef in der Geschichte der Vereinigten Staaten, gegen den diese politische Anklage in Gang kommt. Die Parlamentarier haben nicht nur dafür gesorgt, daß nun noch einmal all die Details des Skandals aufgerollt werden. Auch Uralt-Affären werden erneut in die Untersuchung einbezogen. Der Kampf ums Amt wird den Präsidenten so noch monatelang beschäftigen und vielleicht lähmen – es sei denn, die Republikaner verlieren bei den Wahlen am 3. November ihre knappe Mehrheit im Kongreß. Retten könnte Clinton seine ungebrochene Popularität – und die verdankt er jetzt vor allem seiner Frau Hillary. Sie tut alles, um ihrem untreuen Ehemann die Präsidentschaft zu erhalten. Amerika bewundert die First Lady wie nie zuvor und rätselt zugleich über ihre Motive: Was steckt hinter ihrer Großmut – Machtgier oder ungeheure Liebe?



Ehepaar Clinton

FOTOS: B. PUGLIANO / GAMMA / STUDIO X

Rednerin Hillary Clinton: „Warum mußte sie sich in diesen Idioten verknallen?“



**Polizeiaktion gegen Studenten in Chicago (1968), Studentin Hillary (1969):** *Etwas war nicht in Ordnung in diesem Land*

Sie schreitet voraus, mit dem Priester plaudernd, sie lacht sogar ein bißchen. Bill trödelt allein hinterher. Sie trägt Pink, diese Marshmallow-Farbe, die ihr die Öffentlichkeitsarbeiter immer ausreden wollten. Er hat einen dunklen Anzug gewählt. Sie nehmen Platz in ihrer Holzbank, ein Präsident und eine First Lady beim Kirchengang, und die Gemeinde spricht ihr Gebet: „Lasset uns aufrichtig sein und wahr.“

Er fährt sich übers Haar, immer wieder, und ein paar mal blickt er zur Seite, streift mit dem Blick über die Köpfe der Gläubigen hin, forschend, und unsicher blinzelt er dabei. Hillary tut das nicht. Sie schaut nach vorn.

„Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet“, spricht der Prediger, es ist Reverend Philip Wogaman, einer von dreien, die sich Bill Clinton als Seelenhelfer erwählt hat. Richtet nicht? Natürlich richten sie, alle, die Fotografen da draußen vor der Foundry United Methodist Church, die Kongreßabgeordneten, die nach seiner Amtsenthebung schreien, selbst Leute aus der eigenen Partei, die nicht verzeihen wollen, daß er nicht die Wahrheit gesagt hat über seine unsägliche Affäre mit der Ex-Praktikantin Monica Lewinsky. Und Hillary? Richtet sie?

Überall sitzen jetzt düster gestimmte Männer und Frauen in ihren Lobbys und Lounges, in den dunkel getäfelten Restaurants um das Weiße Haus herum und grübeln: Was macht sie, die First Lady? „Natürlich kann sie nicht darüber reden“, sagt eine junge Frau, eine Hillary-Beraterin, die aufgeregt ihr Thai-Hühnchen auf der Gabel schwenkt: „Das geht nicht, das habe ich ihr auch gesagt. Sie sitzt in der Falle. Wenn sie ihm schnell vergibt, heißt das: Sie ist zynisch. Machtgeil. Wenn sie es nicht tut, dann hat er ein verdammt ernstes Problem.“

Klar macht sie sich Sorgen, so wie sie sich alle Sorgen machen in der Demokratischen Partei. Dem Präsidenten steht ein Impeachment-Verfahren bevor. Die Kongreßwahlen im November können ein Desaster werden, wenn wegen des Lewinsky-Skandals viele „aus Empörung einfach zu Hause bleiben“, wie die kalifornische Senatorin Barbara Boxer fürchtet. Clinton braucht die Unterstützung der Frauen, die ihm damals mit ihren Stimmen ins Amt geholfen haben, dringend braucht er sie. Er braucht Hillary, mehr denn je. Wenn sie ihn fallenläßt, verliert er seinen Job.

Von ihr hängt fast alles ab. Jedes Zucken ihrer Mundwinkel, jedes Stirnrunzeln wird zur Zeit studiert und analysiert. Eine „lächelnde, winkende, gelassene Diva“ gehe da unbeirrbar ihren Weg, schreibt beeindruckt die „Washington Post“. „Kann sie ihn retten?“ fragt „US News and World Report“ und staunt über diese betrogene Ehefrau, die „so bewundert wird für ihre Loyalität zu ihrem Mann“. In diesen Tagen, da fast jeder an Monica denkt, wenn er Hillary sieht, ist Mrs. Clinton so populär wie nie zuvor. Zwei Drittel der Frauen und mehr als die Hälfte der Männer sind der Meinung, sie sei „ein gutes Rollenmodell“.

Keine Rede mehr vom „Haß auf Hillary“ („The New Yorker“, 1996), der in der amerikanischen Öffentlichkeit fast schon zur Gewohnheit geworden war. Die Frau, die 1993 an Bill Clintons Seite ins Weiße Haus eingezogen war, galt als links, anmaßend, familienfeindlich und ultraemanzipiert; sie wurde wahlweise als Domina, Hexe oder Lady Macbeth porträtiert, und es schien, als mochten sie lediglich ein paar Intellektuelle und Feministinnen.

Jetzt sind es die Frauen ohne College-Bildung, bei denen sie am meisten Rückhalt findet. Jetzt ist sie „menschlicher geworden, weniger überlegen“, glaubt die Feministin Betty Friedan, die mit Hillary

befreundet ist. „Sie leidet. Sie hat einen untreuen Ehemann. Das rückt sie näher zum Volk.“ Sie wird adoptiert und ins Familienleben integriert wie die Heldin der Lieblingsseifenoper, gemeinsam rätselt man: Wieviel wußte sie? Was geht in ihr vor?

Es sind seltsame Wochen, und manchmal muß es wohl wie ein absurdes Theaterstück wirken, in dem sie da auftritt; die Vorlage hat der Sonderermittler Kenneth Starr geschrieben, die Medien inszenieren eifrig mit.

Da steht sie an einem hellen Herbsttag im Weißen Haus, unter Kronleuchtern und Stuck im frisch renovierten State Dining Room, eine gesprächige, energische, vor Überzeugung vibrierende Gastgeberin. Sie hat Kunsterzieher eingeladen, begeisterte Pädagogen, die lauschen, wie Hillary Rodham Clinton ausführlich von einer Zukunft schwärmt, in der „jedes Kind, wo auch immer, in der Schule einen Malerpinsel in die Hand nehmen kann“.

Wenn sie den Blick hebt, über die Lehrer hinweg, sieht sie auf eine Mauer aus Medien. Fotografen, Fernsehkameras, AP, ABC, alles da, die gesamte „White-House“-Presse ist erschienen und muß sich das alles anhören, weil sie darauf wartet, ob die First Lady eines der magischen Wörter sagt: „Lewinsky“ oder „meine Ehe“ oder irgendwas in dieser Art.

Sie lächelt sarkastisch, als sie es ausspricht: „My husband“. Ihr Ehemann. Er wird „dafür sorgen“, sagt sie, „daß es weiter vorangeht mit der Kunsterziehung“.

Es ist lange her, daß sie sich wie ein normaler Mensch in der Öffentlichkeit bewegte, daß sie einfach sagte, was ihr durch den Kopf ging. 50 ist sie jetzt und hat Taktieren gelernt, sie weiß, daß es nicht so leicht ist, nach dem Ideal zu leben, das ihrer Mutter so wichtig war: „Niemals Angst haben zu sagen, was man denkt.“

Damals war das noch nicht so schwer, in Park Ridge, Chicago, wo Hillary groß ge-



FOTOS: AP

Präsidenten-Gattin Clinton in Maryland: „Gutes Rollenmodell“

worden ist; ein Mittelklasse-Kind mit ehrgeizigen Eltern, mit einem Vater, der immer noch bessere Noten sehen wollte, und einer Mutter, die hoffte, ihre Tochter werde mal die erste Frau am Obersten Gerichtshof.

Ein ernstes Mädchen, eine gläubige Methodistin, die sich in ihren ersten Jahren am Elitecollege Wellesley noch als Republikanerin verstand. Die es zunächst einmal nur lästig fand, daß damals, 1965, die Mädchen zum Essen noch Röcke tragen mußten. Sie betrieb ein bißchen Studentenpolitik, fing an, sich für den Vietnamkrieg, Martin Luther King und die Bürgerrechtsbewegung zu interessieren. Dann kam 1968 und der demokratische Parteikonvent in Chicago.

Hillary war Zeugin, wie die Polizei des Bürgermeisters Daley die protestierende Jugend zusammenschlug wie einen Feind. Richard Daley, das war derjenige, der einst die Parole ausgegeben hatte: „Shoot to Kill“. Sie war mit ihrer Schulfreundin Betsy Johnson Ebeling unterwegs und völlig fassungslos, erinnert sich die Freundin: „Das waren Leute in unserem Alter, denen da die Köpfe eingeschlagen wurden, und es waren Polizisten, die das taten. Wir hatten eine wunderbare Kindheit in Park Ridge gehabt. Aber wir hatten ganz offensichtlich nicht die ganze Wahrheit erlebt.“

Etwas war nicht in Ordnung in diesem Land. Und Hillary, die vor kurzem noch von einem gelben Jaguar Cabrio geträumt hatte, träumte nun von einer neuen, besseren, gerechteren Welt.

Ein Marsch durch die Institutionen also, und der begann beim Jurastudium in Yale. Dort hörte sie im Studentclub zum erstenmal die Stimme dieses Jungen aus den Südstaaten, die da tönte: „Weißt du, bei uns gibt's die größten Wassermelonen der Welt.“ Ein Freund sagte: „Das ist Bill Clinton. Er redet von nichts anderem. Er kommt aus Arkansas.“

Er: ein charmanter Junge aus zerrütteter Familie, etwas dicklich, aber gut aussehend, karrierehungrig und nicht dumm. Sie: ein Mädchen mit rundem Gesicht und riesigen Brillengläsern, eine College-Berühmtheit,

denn in der Studentenpolitik gab sie inzwischen den Ton an. Sogar das Magazin „Life“ hatte sie schon porträtiert.

Hillary war jemand an der Uni, sie war klug und ehrgeizig, das imponierte ihm wohl, er brauchte so eine Partnerin. Und Bill, das war ihr wichtig, „hatte keine Angst vor mir“. So paradierte sie bald voller Stolz mit ihm vor ihren Freunden herum: „Der wird mal Präsident“, verkündete sie.

„Und damit fängt's eigentlich schon an“, sagt Eileen, eine junge schwarze Demokratin und Clinton-Verehrerin. Bis vor kurzem jedenfalls. „Warum hat sie nicht gesagt: Ich werde mal Präsidentin? Warum mußte sie sich in diesen Idioten verknallen?“

Ein trüber Tag, ein Schul-Auditorium im Nordwesten von Washington; es geht um Kinder und Musik, die First Lady wird erwartet, und Eileen sitzt zwischen Kindern in Festkleidung, um für ihre Lokalzeitung zu berichten. Und hat die Wut.

„Es ist schon komisch“, sagt sie, „ich war eine von denen, die Plakate getragen haben: Wählt Hillarys Ehemann. Und jetzt?“

Jetzt hat er sich mal wieder ausgeheult bei seiner Frau, so hört man, und Hillary ist damit beschäftigt, ihren Mann zu retten, wie schon so oft. Die First Lady kennt sich aus mit Impeachment-Verfahren, sie saß selbst 1974 in jenem Untersuchungsstab, der die Beweise gegen Richard Nixon zusammenstellte. Es sei unfair, predigt sie, was da mit ihrem Mann geschieht. Sie trifft sich mit Demokratinnen aus dem Kongreß. Sie telefoniert mit den wichtigen Leuten, versucht ihnen auszureden, daß Bill Clinton ein Schaden sei für seine Partei. Bildung, Wohlfahrt, Frauen- und Kinderrechte: Das alles sei mit Bill zu machen. Sie kümmert sich um Spendengelder und ganz besonders

um die weiblichen Kandidaten der Novemberwahlen, sie redet, redet, redet.

Früher einmal hatten sie eine Mission, Bill und sie. Sie wollten die „moralischste Regierung“ bilden, die es je in Amerika gab. Eine moderne Frau, hieß es damals, eine Feministin ziehe ein ins Weiße Haus. Und nun sitzt Eileen in der Aula des Marie Reed Learning Center und schaut auf diese First Lady, die spricht, lacht, beklatscht wird, mit Kindern posiert und ihren Ehemann preist. Und fragt sich, ob das alles ist, was vom feministischen Durchmarsch übriggeblieben ist: eine starke Frau, die einem schwachen Mann die Stellung hält. Eine Betrogene, die den Betrüger vor den Konsequenzen seines Verrats bewahrt.

Hillary Rodham hätte Richterin werden können oder Gouverneurin vielleicht oder eine wichtige Person in einer großen Wohlfahrtsorganisation. Statt dessen zog sie mit Bill nach Arkansas, in einen 2,5-Millionen-Einwohner-Staat am Ende der Welt, sie half ihm, Gouverneur zu werden, half ihm ins Weiße Haus, half ihm bisher noch aus jeder Lügen- und Skandalgeschichte heraus. Aus Machtgier? Aus Liebe?

„Ich glaube“, sagt ein junger Mann aus Clintons Inner Circle, „daß die beiden schon lange ein Abkommen haben. Kein Sex mehr, dafür so etwas wie einen Pakt. Sie hat gesagt: Tu, was du willst, aber laß dich nicht erwischen. Er hat gesagt: Ich werde dich niemals diskreditieren.“

„Ich kann nur sagen“, läßt Marsha Berry wissen, die offizielle Sprecherin der First Lady, „daß sie den Präsidenten liebt, an ihn glaubt und an ihrer Ehe festhält.“

„Ich denke“, das schrieb die First Lady selbst 1996 in ihrem Erziehungsbuch „It Takes a Village“, „daß eine Scheidung viel schwieriger sein sollte, wenn Kinder betroffen sind.“ Und weiter: „Diese Überzeugung hat mich etliche Male in meiner Ehe dazu gebracht, mir auf die Zunge zu beißen.“

Hillary, die Methodistin, die Moralistin: Sie sei ganz einfach „verführt“ worden durch den Filou Bill, glaubt der Hillary-Biograph David Brock. Und zwar immer wieder, ihr Leben lang. Ihm zuliebe habe sie sich von der eigenen Karriere verabschiedet, von eigenen Überzeugungen, vom eigenen Weg. Er habe sie nicht nur nach Arkansas gelockt, sondern dort auch in die undurchsichtigen, wenn auch wohl nicht illegalen Whitewater-Geschäfte verstrickt, für die sich der Sonderermittler Starr so interessiert hat.

Es stimmt schon: Sie hat ihr Leben auf den Kopf gestellt, in dem Moment, als sie



Bürgerrechtler King (1963)

Bill aus dem ersten Tief holen mußte. 1980 war das, der junge Gouverneur Clinton hatte gerade seine Wiederwahl verloren. Seine erste Amtszeit hatte er eher lässig verbracht, wie ein Teenager, der diesen Staat als sein persönliches Spielzeug betrachtet, und Hillary, die damals für die Anwaltskanzlei Rose in Little Rock arbeitete, konnte auch nicht mehr tun, als ihn telefonisch zur Arbeit anhalten, weil er dauernd im Keller der Gouverneursvilla am Flippern war.

Er war das Amt los und klappte zusammen. Er hing herum und wußte nichts mit sich anzufangen, sprach von Scheidung, lief fremden Frauen hinterher, die nicht so intelligent waren wie seine Ehefrau, aber anschießig. Brock glaubt, daß Hillary vor allem ihre Ehe retten wollte, schließlich war Chelsea gerade auf die Welt gekommen, und „sie dachte wohl, die Rückkehr zur Macht sei der sicherste Weg für ihren emotional schwachen Ehemann“.

Tatsächlich machte sie Ernst. Sie nahm den Namen Clinton an, weil die Berater sagten, daß der Wähler nicht verstehen könne, warum sie immer noch Rodham hieß. Sie verabschiedete sich von ihrer monströsen Brille und trug Kontaktlinsen, sie trennte sich von der praktischen Dauerwelle zugunsten einer ModEFRISUR, sie gab ihren Job auf und machte sich daran, seine Politik so gründlich zu überarbeiten wie ihre eigene Person.

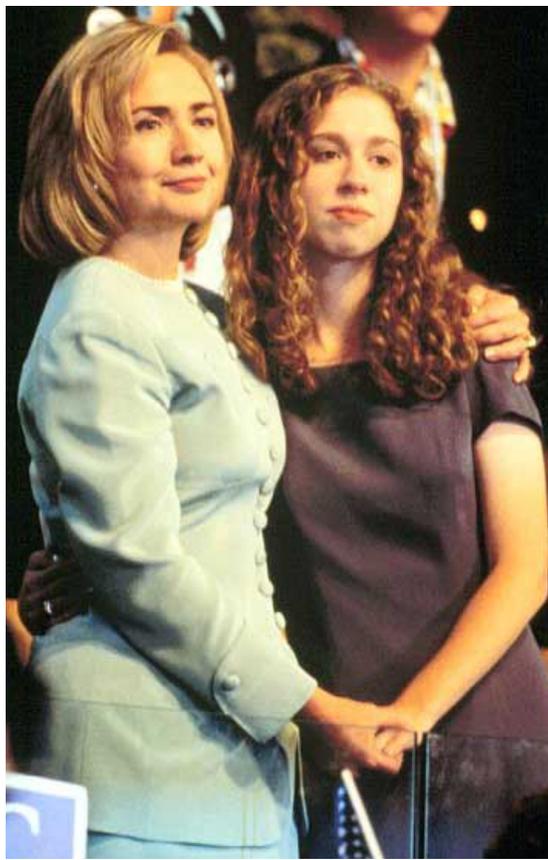
Er sei zu links gewesen, hieß es. Also schickte sie ihn auf Mea-culpa-Tour: Es werde keine Steuererhöhungen mehr geben. Er werde nun hart vorgehen gegen Kriminalität. Überhaupt, die Todesstrafe – Bill sei immer ein bißchen zögerlich gewesen, was Hinrichtungen betraf, warfen die ganz harten Rednecks ihm vor. Selbst da machte Hillary Konzessionen. Sie unternahm nichts dagegen, daß ihr Mann 1992 extra eine Wahlkampfreise unterbrach, um der Exekution eines geistig behinderten Mörders beizuwohnen – sie, die das staatliche Töten früher „barbarisch“ fand.

Hillary ist weit gegangen, sehr weit, sie hat alles in Bill Clinton investiert, Arbeit, Gefühle, Zukunftspläne. Und als es endlich so aussah, als könne sie etwas tun für die bessere Welt, als der frisch gewählte Präsident Clinton 1993 seiner First Lady die groß angekündigte Gesundheitsreform übertrug, da endete der Job mit einem Debakel. Ihre Reform war ein ehrgeiziges, aber völlig unübersichtliches Projekt und so kompliziert, daß es nicht einmal der Arbeitsminister verstand. „Wen interessiert schon, was Hillary denkt“, schrieben jetzt brave Amerikaner im Internet, und in den Zeitungen hieß sie „Lady Macbeth“.

Heute, als unglückliche Ehefrau, hat die Figur jene Tragik, die schuldloses Scheitern verleiht. Jetzt wird ihr moralische

Größe zugebilligt, Haltung, Würde in ihrem Schweigen. Und gleichzeitig doch wieder nach Gefühlen gegiert – warum sagt sie denn nichts? „Das einzige, was man ihr vorwirft“, weiß „US News and World Report“, ist, „daß sie nicht über ihre Emotionen spricht.“

Damit ist nicht zu rechnen. Mrs. Clinton hat sich weit in sich zurückgezogen, so als ob der Körper der zähen, blondierten Business-Frau eine Rüstung sei: Die echte Hillary verkriecht sich dahinter. Niemand soll wissen, ob sie darunter leidet, wenn sie Tratsch hört wie den über Jennifer Flowers oder Monica Lewinsky, über die Lampe, die sie im Ehekrach nach ihrem Mann geworfen habe, über die Gerüchte, daß sie



Mutter Hillary, Tochter Chelsea: Würdevolles Schweigen

Es geht niemand etwas an, findet sie offenbar, was sie über Monica Lewinsky denkt. Spekuliert wird trotzdem, und vielen fällt es schwer zu glauben, daß eine Frau, die seit 23 Jahren mit Bill Clinton verheiratet ist, von seiner Unschuld überzeugt ist, wo es um Sexaffären geht. Aber in ihrem Fernsehinterview im Januar, als die First Lady sämtliche Vorwürfe gegen ihren Mann auf eine „riesige rechte Verschwörung“ zurückführte, sagte sie, die Juristin, den folgenden Satz: „Wenn sich die Vorwürfe bewahrheiten würden, dann wäre das ein schweres Vergehen.“

Ein halsbrecherischer Satz, wenn sie weiß, daß ihr Mann im Unrecht ist. Und daß es nur von der Nervenstärke einer enttäuschten 25jährigen abhängt, ob er des Meineids überführt wird.

Vielleicht leidet sie ja, weil er die Abmachung gebrochen hat, weil er sich dämlich benommen hat und alles aufs Spiel setzt, wofür sie seit mehr als 20 Jahren kämpft. Das ist die gemeinsame Politik, natürlich, und die Macht im Weißen Haus. Aber das ist auch die Ehe und die gemeinsame Tochter Chelsea, eine tiefe Bindung offenbar, die nicht so leicht zu lösen ist. Vielleicht ist es auch nicht mehr möglich, das eine von dem anderen zu trennen, wenn man sein Leben schon so lange als Symbiose betreibt.

Sehr, sehr laut und lange hat Hillary Clinton zum Thema geschwiegen, in diesen letzten seltsamen Wochen, seit Bill seine „unangemessene Beziehung“ mit Monica gestand. Aber hinter verschlossenen Türen versteckt hat sie sich nicht.

Es scheint ihr gutzugehen an diesem Morgen in der Washingtoner Südstadt, in einem vorwiegend schwarzen Viertel, wo sie an der Seite der Bürgermeistergattin Cora Barry den Grundstein legt für eine Tennisanlage. Sie scherzt. Sie schüttelt Hände. Sie lacht in sich hinein, als sie lobend ans Rednerpult gebeten wird; es habe sich viel getan in der Stadt, sagt Mrs. Barry, seit Bill und Hillary dort leben „als Präsident und Vizepräs... äh, First Lady“.

Vizepräsidentin? Oder mehr?

In einem Apartment in der Columbia Road sitzt eine alte Dame, die große Pläne schmiedet; stellvertretend, sozusagen. Hillary sei ja noch jung, sagt Betty Friedan, die 77jährige Freundin der First Lady. Sie könne noch Karriere machen, bei der Uno, als Anwältin oder in der US-Politik.

Sie führe gerade eine Umfrage durch, sagt Frau Friedan. Wie kann Hillary nach der Präsidentschaft besser Karriere machen: wenn sie ihren Mann fallenläßt oder wenn sie bei ihm bleibt? Nun? „Sie soll ihn fallenlassen“, sagt die alte Dame und lächelt still. „Das sagen fast alle Frauen.“

Barbara Supp